

Säntisrundfahrt

Der verflixte Koffer

Im Januar 1959 begann für mich die Fliegerabwehrrekrutenschule in Payern. Beim Einrücken musste jeder Rekrut einen leeren Koffer mitnehmen, um darin seine Zivilkleider bis zum ersten Urlaub aufzubewahren. Meine Mutter stellte mir den ältesten Koffer zur Verfügung, welcher noch von meinem bereits vor langem verstorbenem Großvater stammte. Ich sah meine Mutter ungläubig an. "Für die Rekrutenschule ist dieser Koffer noch lange gut genug", erklärte sie mir. "Damit ist dein Großvater seinerzeit in die Fremde gezogen." Ohne Widerrede musste ich ihren Entscheid wohl oder übel akzeptieren. Der dunkelbraune Koffer war völlig zerschlissen und bestand aus einer Art Karton, welcher mit einer dicken Farbschicht stabiler gemacht worden war. Warum setzte ich mich nicht energischer zur Wehr, oder warum kaufte ich mir nicht einfach einen neuen Koffer? Ich weiß es nicht mehr so genau. So machte ich mich am Einrückungstag mit diesem unmöglichen Koffer zum Bahnhof St. Gallen auf, wo meine Rekrutenschulkollegen bereits warteten. Mit hämischen Lachen kommentierten sie meinen erbärmlich aussehenden Koffer: "Hast du diesen antiken Koffer im Brockenhaus gekauft", witzelte einer von ihnen. "Diesen Koffer musst du gut aufbewahren, der wird sicher einmal viel wert sein", meinte ein anderer. Ich schämte mich unglaublich, weil es den Anschein erweckte, dass ich aus ärmlichen Verhältnissen stammen würde. Dem war aber nicht so, denn mein Vater hatte eine gute Anstellung bei der Stadt St. Gallen. In der Kaserne Payern wurden wir mit Militärkleidern ausgerüstet. "Die Zivilkleider werden im mitgebrachten Privatkoffer aufbewahrt und bis zum nächsten Urlaub in zwei Wochen unter dem Bett deponiert, dann nehmt ihr den Koffer wieder mit nach Hause", befahl der Unteroffizier. Wir waren zwanzig Rekruten in einem Schlafsaal, und ich wurde wegen meinem schäbigen Koffer andauernd mit abschätzigen Kommentaren bedacht. Auch auf der ersten Heimfahrt im Zug von Payern nach St. Gallen musste ich nochmals die dummen Witze und Sticheleien meiner Kollegen über mich ergehen lassen. Zu Hause erzählte ich meine Koffergeschichte, doch meine Mutter lachte nur und meinte: "Auf diese Weise wird man ein richtiger Schweizersoldat!" Ich sah diesen Koffer nie wieder, weil er unauffällig entsorgt worden war. Leider zwei Wochen zu spät!

Mein Berufsleben

Mein Einstieg ins Berufsleben verlief für mich nicht wunschgemäß. Meinen angestrebten Beruf als Laborant konnte ich zunächst nicht verwirklichen, da ich nach neun Schuljahren aufgrund meines schlechten Abschlusszeugnisses keine Lehrstelle finden konnte. Die Lehrer empfahlen mir ein Überbrückungsjahr einzuschalten und mich in dieser Zeit weiter um eine Lehrstelle als Laborant zu bemühen. Nach Schulabschluss arbeitete ich für sechs Monate auf einem Bauernhof, für den Rest des Jahres fand ich eine Stelle als Hilfskraft in einer Apotheke.

Die Arbeit auf dem Bauernhof war für mich ungewohnt und außerordentlich anstrengend. Die Tätigkeit in der Apotheke faszinierte mich vom ersten Tag an, zudem war der Apotheker ein sehr menschlicher und verständnisvoller Chef. In dieser Lebensphase erkannte ich, dass eine gute Berufsausbildung der Schlüssel zum späteren Erfolg im Leben darstellt. Plötzlich war ich gewillt, keine Anstrengung mehr zu scheuen, um eine Lehrstelle als Laborant zu finden. Mittels Fernkursen in den Fächern Algebra, Deutsch und Englisch versuchte ich, die Defizite des Schulstoffes aufzuholen. Meine Eltern unterstützten mich als sie erkannten, dass ich endlich den "Knopf" aufmachen würde. In einem Textilunternehmen in Herisau fand ich eine Laborantenlehrstelle. Ich bemühte mich, im Labor und in der Gewerbeschule der Beste zu sein und schloss drei Jahre später die Lehre mit einem sehr guten Zeugnis ab. In meiner Lehrzeit hatte ich viel mit den verschiedensten Geweben zu tun, lernte färben, appretieren, Stoffe bedrucken, Fasern unter dem Mikroskop bestimmen und erwarb mir die grundlegenden Fertigkeiten für das Arbeiten in einem Chemielabor.

Nach meinem Lehrabschluss absolvierte ich die Rekrutenschule bei den Fliegerabwehrtruppen in Payern. Anschließend arbeitete ich in meinem ersten Berufsjahr als Assistent für Physik und Chemie an der Kantonsschule in St. Gallen. Während dieser Zeit durchlief ich auch noch die Unteroffiziersschule mit anschließendem Abverdienen und bereitete mich auf die Aufnahmeprüfung an die Fachhochschule Winterthur vor. Im Frühjahr 1960 begann ich mit dem Chemiestudium, unterbrach es während eines Jahres für meine militärische Ausbildung zum Leutnant bei den Flieger- und Flabtruppen und schloss mit 25 Jahren mein Studium als Chemiker FH ab. Den größten Teil meiner Studienkosten erarbeitete ich mir selbst, indem ich während den Semesterferien verschiedene Jobs ausübte, sei es im Labor, beim Einlagern von Tiefkühlprodukten in einem Kühlhaus, als

Kleinlastwagenfahrer für Gemüsetransporte oder bei Reinigungsarbeiten in einem Schulhaus.

Nach Abschluss meines Studiums im Frühjahr 1964 hatte ich den Wunsch, im Ausland zu arbeiten, um meine Fremdsprachenkenntnisse zu vertiefen. Ich meldete mich auf ein Inserat der Firma Geigy AG in Basel, welche einen Chemiker FH für ein Entwicklungslabor ihrer Firma in Manchester suchte. Mein militärischer Grad eines Leutnants war beim Bewerbungsgespräch mindestens so wichtig wie mein Diplom als Chemiker FH. Ich erhielt die Stelle. Die Anstellungsbedingungen in Manchester waren äußerst vorteilhaft, ich erhielt ein Salär und einen Anteil an die Wohnkosten in englischen Pfund, zudem überwies mir die Firma aus steuertechnischen Gründen monatlich einen ansehnlichen Betrag auf ein Konto in der Schweiz. Um Ende April nach England zu gelangen, kaufte ich mir für 4000 Franken einen VW Käfer Occasion, finanziert mit einem Kredit von meiner Mutter. Die Route führte nach Calais, mit der Fähre nach Dover und von dort aus weiter nach Manchester. England war eine völlig neue Welt für mich! Im Gegensatz zur Schweiz erlebte ich hier erstmals in meinem Leben Staus und Kreisel im Straßenverkehr, in jedem Wohnzimmer ein flimmernder Schwarz-Weiß-Fernseher, aktive Werbung für Antibabypillen, Erfolge der rebellischen Beatles und Rolling Stones, das Bezahlen in den Geschäften mit Kreditkarte und der Beginn des Weihnachtsverkaufs bereits im Oktober. Die Telekommunikation dagegen unterschied sich nicht von derjenigen in der Schweiz. Ein Telefongespräch in die Heimat musste über ein Telegrafenamtsamt bestellt werden und kostete etwa zwei Franken pro Minute. Ich telefonierte aus England etwa drei bis viermal in die Schweiz. Den Kontakt zu meinen Eltern und meiner Freundin Doris hielt ich während meines einjährigen Auslandsaufenthalts mittels Briefen aufrecht.

Nach meiner Rückkehr in die Schweiz arbeitete ich als Betriebschemiker in derselben Firma in Schweizerhalle. Gleichzeitig bot sich mir die Gelegenheit, in der firmeneigenen Berufsschule die Laborantenlehrlinge im Fach Chemie zu unterrichten. Dabei erkannte ich meine Fähigkeiten für eine Lehrtätigkeit. Diese Begabung setzte ich während meines ganzen Berufslebens unzählige Male ein, sei es als interner Lehrer bei Meister- und Vorarbeiterkursen oder während 25 Jahren als nebenamtlicher Dozent an der Fachhochschule in Muttenz.

Die Arbeit als Betriebschemiker entsprach nicht meinen Fähigkeiten und Erwartungen, sodass ich mich intern und extern um eine neue Stelle bemühte. Die Firma offerierte mir

eine Ausbildung zum Sicherheitsingenieur, sodass ich dann im neueröffneten Geigy Werk in Kaisten die Stelle als Sicherheitsdienstleiter übernehmen konnte. Mein ursprüngliches Aufgabengebiet vergrößerte sich laufend und innerhalb von 20 Jahren war ich nebst der Sicherheit auch für den Umweltschutz, die Kläranlage, die Lagerbetriebe, die Feuerwehr, die Chemiewehr, den Werkschutz und das Rechnungswesen zuständig. Meine breiten Sachkenntnisse führten dazu, dass ich von der Abteilung Bevölkerungsschutz den Kantons Aargau angefragt wurde, ob ich mich als Chef Chemiesicherheit im kantonalen Führungsstab zur Verfügung stellen würde. In dieser anspruchsvollen Funktion war ich nebst meiner Tätigkeit bei CIBA-Geigy während mehreren Jahren tätig.

Nach meinem fünfzigsten Altersjahr begannen in der chemischen Industrie riesige Umwälzungen. Schlagwörter wie Turnaround, Rationalisierung, Umorganisation, vollständige Tätigkeit, process engineering, shareholder value, just in time, outsourcing, jobrotation, Personalabbau, frühzeitige Pensionierungen gehörten im Management zum täglichen Vokabular. In dieser tiefgreifenden Reorganisationsphase wurde mir, entgegen meinem Willen, die Tätigkeit als Warehousemanager der Division Additive worldwide mit Arbeitsort Basel zugewiesen, verbunden mit häufigen Reisen ins Ausland. Meine ungenügenden Fachkenntnisse in Logistik verbesserte ich durch entsprechende Kursbesuche an der Universität Zürich, ohne je die umfassende Kompetenz wie an meiner ehemaligen Stelle im Werk Kaisten zu erreichen. Die rigorose Zwangspensionierungswelle aller Mitarbeiter über 58 Jahren beendete am 1. Januar 1999 auch mein Berufsleben bei CIBA Spezialitätenchemie AG. Die finanziellen Bedingungen beim Ausscheiden aus der Firma waren hervorragend. Diese Frühpensionierungen kosteten der Firma gegen eine Milliarde Schweizerfranken. Bei all den verlockenden Vorteilen der Pensionierung lastete die Vorstellung, nicht mehr arbeiten zu können, aber schwer auf mir.

Im letzten Berufsjahr bei der Firma CIBA Spezialitätenchemie AG erarbeitete ich einen Businessplan für eine selbstständige Tätigkeit als Firmenberater zur Einführung von ISO 9001 Zertifizierungen, musste diesen aber aufgrund einer ungenügenden Performance verwerfen. In den ersten Monaten nach der Pensionierung erstellte ich einen Logistiklehrgang für angehende Logistikfachleute im Auftrag einer Berufsbildungsschule in Bern und erteilte dort auch Unterricht. Daneben lehrte ich weiterhin als nebenamtlicher Dozent an der FH in Muttenz und bearbeitete dort für verschiedene Institute einige Kleinprojekte.

Meine fachliche Kompetenz in der Projektbearbeitung erweckte die Aufmerksamkeit des Direktors der FH für Wirtschaft in Basel, sodass mir auf Sommer 1999 eine 60%-Stelle als Projektleiter für das Peter-Merian-Haus in Basel angeboten wurde. Die Stelle war ursprünglich auf ein Jahr begrenzt, doch aus einem Jahr wurden deren sieben. Bei der mir zugewiesenen Tätigkeit konnte ich all mein Wissen der vergangenen 35 Jahre an Berufserfahrung kompetent und sinnvoll einsetzen. Ich wurde geschätzt und geachtet und war Vorgesetzter von 10 Mitarbeitern. Die sieben Jahre an der FH in Basel waren für mich sehr befriedigend und gehörten zur glücklichsten Zeit in meiner gesamten beruflichen Laufbahn. Mit 68 Jahren trat ich dann definitiv in den Ruhestand.

Lueg d'Sunn seid no dä Stadt guet Nacht

Anfangs der fünfziger Jahre besuchte ich während dreier Jahre die städtische Sekundarschule für Knaben, das Bürgli in St. Gallen. Meine schulischen Leistungen waren nicht besonders gut, da ich mich mehr für das Bauen von Segelfliegern und das Fischen interessierte. Aus dieser Zeit sind mir drei erwähnenswerte Situationen in Erinnerung geblieben: Aufgrund meiner mittelmäßigen Leistungen konnten mich meine Lehrer begrifflicherweise nicht allzu oft loben, mein Selbstwertgefühl war daher nicht besonders ausgeprägt. In einem Fach aber, dem Gesangsunterricht, war ich besonders gut, ich hatte eine schöne und reine Stimme. Mein Gesangslehrer, Herr Peter Juon, entdeckte meine Fähigkeiten rasch und würdigte meine Begabung immer wieder. Am Ende jedes Schuljahres wurde in der Tonhalle St. Gallen ein Gesangsschlusskonzert der städtischen Knaben- und Mädchensekundarschule durchgeführt, zu welchem Eltern und alle interessierten Personen eingeladen waren. Der Saal der Tonhalle war immer bis auf den letzten Platz besetzt. Aufgrund meiner schönen Stimme wählte mich der Gesangslehrer Peter Juon als einzigen Knaben aus, allein folgendes Lied vorzusingen:

"Lueg d'Sunn seid no dä Stadt guet Nacht
vor si go schlofe god
schickt jedem Fänschter no än Gruess
und lüüchtet goldig rot
Äs glänzäd alli Schpitz ond Törm
i eräm letschtä Schii
denn goht si stillä hinder Bärg
äs isch en Tag väbi"

Vor großem Publikum sang ich dieses Lied und erntete dafür großen Applaus. Meine Gefühle kann ich heute nicht mehr beschreiben, aber ich weiß, dass ich stolz auf meine Leistung war. Ob ich in der heutigen Zeit Begabtenförderung erhalten würde und eine Gesangskarriere gemacht hätte? Ich kann es nicht beurteilen, denn aus dem potenziellen Sänger wurde später ein Chemiker.

Ein weiteres Fach, in dem ich sehr gute Leistungen erbrachte, war "Technisches Zeichnen". Der Umgang mit der Reißfeder und das Schreiben technischer Schriften mit Tuschefedern beherrschte ich aufgrund meiner Exaktheit vorbildlich. Als Hausaufgaben mussten wir seitenweise die technische Schrift üben. Da mein Mitschüler Max im Schreiben von technischen Schriften nicht besonders begabt war, kam er auf die Idee, sich diese Hausaufgaben von mir erledigen zu lassen. Weil Max von seinen Eltern ein großzügiges Taschengeld erhielt, offerierte er mir fünf Franken pro geschriebene Seite. Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen und stimmte sofort zu, da ich von meinen Eltern nur wenig Sackgeld erhielt. Die Aufgaben wurden immer benotet. Ich bekam meistens eine Fünf, während Max, für welchen ich die Seiten schrieb, immer eine Sechs bekam. Zum ersten Mal realisierte ich, dass nicht alle Schüler gleich behandelt wurden. Der Vater von Max führte ein eigenes Architekturbüro und war eine stadtbekannte Persönlichkeit. Max besuchte nach der Sekundarschule das Gymnasium und wurde später CEO eines großen schweizerischen Konzerns. Gegen Ende der Schulzeit fragte mich mein Lehrer Herr Benz: "Was machst du eigentlich nach dem Schulabschluss?" Ich erzählte ihm von meinem Wunschberuf Laborant und dem Problem, dass ich aufgrund meiner mittelmäßigen Zeugnisnoten keine Lehrstelle gefunden hätte und nun für die nächste Zeit auf einem Bauernhof arbeiten müsste. Herr Benz ermunterte mich, nicht aufzugeben und es im nächsten Jahr nochmals zu versuchen. Laborant wäre eine gute Ausbildung und anschließend könnte ich noch das Technikum in Winterthur besuchen, um Chemie zu studieren, ich hätte ja im Zeugnis sehr gute Chemienoten. Ich erinnere mich noch sehr genau an den Ort, wo dieses Gespräch stattfand. Völlig erstaunt und ungläubig schaute ich Herrn Benz an und dachte für mich, Laborant, ja! Ein Abschluss als Chemiker an einem Technikum, nie! Ein Jahr später konnte ich eine Lehre als Laborant beginnen und etwa acht Jahre später hielt ich mein Diplom als Chemiker in den Händen. Meinen ehemaligen verständnisvollen Lehrer Herrn Benz werde ich nie vergessen.

Säntisrundfahrt

In den Achtzigerjahren führte der Velo Club Algetshausen jedes Jahr im August die Säntisrundfahrt durch. Die gesamte Strecke betrug hundertfünfzig Kilometer mit einer Höhendifferenz von eintausendfünfhundert Metern. Der Start war in Uzwil SG, führte dann weiter über St. Peterzell, Hemberg, Bendel, Neu St. Johann, Wildhaus, Gams, Oberriet, St. Margrethen, Goldach, St. Pelagiberg wieder zurück an den Ausgangsort Uzwil. Insgesamt beteiligte ich mich fünfmal an dieser anspruchsvollen Rundfahrt, welche immer etwa wie folgt ablief. Meine Frau war an allen fünf Touren mit dem Auto als "Begleitfahrzeug" dabei. Mit dem Rennvelo auf dem Dachträger unseres Autos fuhren wir etwa um fünf Uhr morgens von Herznach weg. Da es im August oft sehr heiß war, wollte ich die kühlen Morgentemperaturen ausnützen und den frühestmöglichen Starttermin um sieben Uhr nicht verpassen. In Uzwil herrschte um diese Zeit bereits emsiges Treiben, da etwa tausend Fahrer auf den Start warteten. Nach dem Bezahlen des Startgeldes von 35 Franken erhielt jeder Teilnehmer eine Kontrollkarte, welche an den Posten in Hemberg, Gams und Goldach abgestempelt werden musste als Beweis, dass man die Tour auch wirklich gefahren war. Ich verabschiedete mich von meiner Frau und radelte in der kühlen Morgenfrische über Gonterswil das Neckartal hinauf in Richtung St. Peterzell. Ich genoss die Fahrt und erfreute mich an den prächtigen Wiesen, Wäldern und tiefen Schluchten, welche der Fluss Neckar in der hügeligen Landschaft des Untertoggenburgs hinterlassen hatte. Bei der Kirche St. Peterzell, dem Heimatort meines Großvaters, war der nächste Treffpunkt mit meiner Frau. Die Radtour war bis zu diesem Ort völlig unproblematisch. In St. Peterzell führte die Straße, welche für sämtliche Motorfahrzeuge gesperrt war, via Hemberg auf den Bendel, hinunter nach Neu St. Johann und dann weiter nach Wildhaus. Dieser Streckenabschnitt mit der größten Höhendifferenz war mit Abstand der kräfteraubendste Teil der Radtour. Beim steilen Aufstieg auf den Bendel dachte ich jedes Jahr erneut, warum tue ich mir dies an. Die Abfahrt nach Neu St. Johann war wieder das reinste Vergnügen und führte an Unterwasser vorbei, wo ich in meiner Jugend im Skilager war. Wer dann noch den Aufstieg nach Wildhaus schaffte, durfte damit rechnen, den Rest der Tour bewältigen zu können. In Wildhaus wartete meine Frau und genoss im Restaurant Hirschen ihr Mittagessen. Wir trafen uns kurz und ich jammerte wie jedes Mal, dass es verdammt streng gewesen sei bis Wildhaus, nun würden aber keine großen Steigungen mehr zu bewältigen sein. Wir verabredeten uns beim nächsten Treffpunkt in Goldach und ich schwang mich wieder in den Sattel. Nach der

erholsamen Schussfahrt hinunter nach Gams erreichte ich den nächsten Kontroll- und Verpflegungsposten. Langsam spürte ich den harten Sattel und die Kniegelenke begannen leicht zu schmerzen. Die Radtour führte von Gams über die leicht abfallende Straße des Rheindammes Richtung Bodensee. Der starke Gegenwind und die hohen Temperaturen des Rheintals bedeuteten für mich bei jeder Säntisrundfahrt eine zusätzliche Herausforderung. Die mitgeführte Flasche Tee musste sorgfältig eingeteilt werden, da es bis Goldach keine Verpflegungsmöglichkeit mehr gab. Die Kniegelenke begannen immer mehr zu schmerzen und mein Kopf glühte vor Hitze. Ich sah die Fischer am Rheinufer und erinnerte mich an die Zeit, als ich an diesem Fluss selber Fische gefangen hatte, alles schien so friedlich und die Sonne strahlte vom Himmel. Doch nun war Radeln angesagt. Am nächsten Verpflegungsposten, wo Tee und eine Banane angeboten wurden, wartete wieder meine Frau auf mich. Eine Flasche Mineralwasser leerte ich zur Abkühlung einfach über meinen hochroten Kopf. "Geht es noch?" fragte meine Frau etwas besorgt. "Ich denke schon, aber ich bin bald am Ende meiner Kräfte." Ich mobilisierte nochmals alle Energie und trat motiviert für den Endspurt in die Pedalen. Der Weg führte über eine kurze Strecke durch den Kanton Thurgau und nach etwa dreißig Minuten erschien am Horizont die Wallfahrtskirche St. Pelagiberg. Mein Rücken war über den Fahrradlenker gebeugt, ich forderte von meinem Körper alles und habe die schöne hügelige Landschaft kaum mehr wahrgenommen. Nur möglichst rasch das Ziel in Uzwil erreichen! Nach der Entgegennahme des Preises in Form einer Treichel hatte ich nur noch den Wunsch, so rasch als möglich nach Hause zu fahren, um mich von den Strapazen der etwa neun Stunden dauernden Säntisrundfahrt zu erholen. Trotz schmerzenden Rücken und Knien war ich glücklich und stolz über die erbrachte Leistung. Ich hatte es ein weiteres Mal geschafft!